

Stand das Märchen am jungen Tag
Mitten im Wald und lauschte,
Lauschte dem Wind, der frisch und
led
Durch die Wipfel rauschte.

Kam ein Bursch des Weges daher,
Sah das Märchen im Walde.
Sang der Wind und sang der Bursch,
Daß es klang und hallte.

Lauschte das Märchen dem Wind nicht
mehr,
Horch auf das fröhliche Singen.
Schwieg der Wind und schwieg der
Wald,
Wo die beiden gingen.

Nahm das Märchen den Kranz vom
Haupt,
Sonne war allerorten —
Gab dem Burschen den blühenden
Kranz —
Ist er ein Dichter geworden.

Der wilde Garten.

Novellette von Josephine Siebe

An die gelbrothe, fensterlose Sei-
tenmauer einer Fabrik geschmiegt,
untenhoben von schmucklosen grauen
Häusern, rechten Milchstajernen, lag
ein von einem hohen Bretterzaun um-
grenztes Stück Land, ein Bauplatz, zu
dem sich bisher kein Käufer hatte fin-
den wollen. Dieser Theil der Stadt
war reizlos und nicht sonderlich be-
liebt, und das Stück Land, das einst,
in den Tagen unserer Urgroßväter,
der Garten eines Landhauses gewesen
war, begehrte niemand. Die Kinder
aus den benachbarten Häusern hätten
den verlassen Garten wohl gern als
Spielplatz benützt, aber der alte Schu-
ster, der den Schlüssel hatte, wehrte
der lustigen Schaar den Eintritt und
erneuerte um Aergers all dieser Wä-
dels und Buben immer wieder die
Glascherben auf dem Bretterzaun,
so verging den Kindern die Lust,
hinüber zu klettern, zumal drüben
eigentlich nichts Rechtes zu holen war.
Nur ein einziger Mensch betrat seit
Jahren den verlassen Garten, Anne-
grete v. Olden erhielt, so oft sie wollte,
von dem alten Schuster den Schlüssel,
und so ging sie vom Frühling bis
zum Herbst fast täglich in „ihren Gar-
ten“, wie ihre Angehörigen spottend
sagten.

Sie spotteten überhaupt viel über
das stille, blasse Mädchen, die Mutter
und die Geschwister, — die alle etwas
Lautes, Herrisches hatten, die alle sehr
hochmüthig waren. Es war viel täu-
schender Schein, viel Unzufriedenheit
bei den Oldens, der Vater hatte als
Major seinen Abschied bekommen, nun
belaubte er einen schlechtbezahlten
Ehrenposten, der ihm viel Mühe und
viel Arbeit eintrug, und kam er nach
Sause, so empfingen ihn Klagen und
Borwürfe der Seinen, seine Frau warf
ihm vor, daß er und jener seiner Al-
tersgenossen bereits ein Regiment
führte, Annegrete, die mit tiefer Liebe
an dem Vater hing, empfand wie
schmerzende Wunden die Borwürfe,
die den müden Mann trafen. Wie
viele sorgvolle Tage und Nächte, wie
viele Thränen gab es, um den äü-
ßeren Schein der Wohlhabenheit zu
wahren. Die Töchter fertigten mühe-
volle Stidereien für taranen Lohn, nur
um der nützlichen Zerstreung einiger
Gesellschaftlichen willen, die Brüder ta-
men nie mit dem aus, was der Vater
ihnen geben konnte und forderten
trotzig, als sei es ihr Recht, höhere
Zulagen, und die Mutter, die einst
eine sorglose Jugend gehabt hatte,
kehrte aus seiner Gesellschaft heim,
ohne sich nicht in bitteren Klagen über
die Ungerechtigkeit des Schicksals zu
ergehen, das sie wußte, jahraus jah-
ein das gleiche Seidenleid zu tragen.
Nur Annegrete war so anders, sie
hatte des Vaters stilles, sinniges We-
sen, ihr galt der äußere Schein so
wenig und so viel das innere Sein
des Menschen. Namenlos litt sie un-
ter der Unruhe, der Disharmonie der
anderen. Auch sie stidte für geringen
Lohn, aber ihr Geld floß in die Kasse
der Mutter, sie ging nie in Gesell-
schaften, sondern sah wie ein Alch-
emist, der auf seine Kunst stolz ist, den
Beruf ergriffen, aber alle ihre Vor-
schläge wurden als unausführbar ver-
worfen.

„Warte nur,“ tröstete die Mutter,
„bis die Geschwister verheiratet sind,
dann kannst du ja noch Diakonissin
werden!“
„Bis zu 35 Jahren hast du Zeit da-
zu,“ faaten schnippisch die Schwestern.
Aus diesem Kreise voller Unzufrie-
denheit, Egoismus und Lieblosigkeit,
aus dieser Welt, des Scheins schlichete
sich Annegrete in ihren Garten. In
einer Ecke, gesichert von einem Eichen-
baum stand eine halberfallene Laube,
die sich Annegrete mühsam vor dem
ganzlichen Verfall gerettet hatte, außer
der Erde gab es nur noch einen trumm
gewachsenen, wilden Apfelbaum, der
nie Früchte trug, aber jedes Jahr
blühte; eine Hede von Weißborten und
einige Hollunderbüsche waren noch da
und den Boden bedeckte Gras und al-
terlei wilde Blumen blühten darin,
glutrothe Mohnblumen, Löwenzahn
und weiße Sternblumen. Heimlich
oder hatte sich Annegrete einen Rosen-
stock gepflanzt, der wuchs und ge-
blühte und trieb jedes Jahr eine reiche Abt
tiefrother, süß duftender Blüten,
und diesen Rosenstock liebte sie fast
mit der Zärtlichkeit einer Mutter.

Hier in dem stillen Garten wurde
Annegretes Seele weit, die Schme-
re

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 29. September 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 26 No. 5.

ihres nüchternen, zukunftslosen Lebens
löste sich und hier las sie auch erste
tiefe Bücher, die sie sich heimlich aus
einer Volksbibliothek holte, ein Ver-
geben, das den Zorn und Spott der
Äbrigen erregt hätte.

Einmal an einem heißen Junitag,
an dem zwar die Sonne nicht schien,
ihre Gluth aber hinter den weißen
Wolken wie eine heimliche Liebe
brannte, betrat Annegrete wieder den
wilden Garten. Es war ein häßlicher
Tag gewesen, ein Tag voller Zant
und Streit, voller Klagen und Unzu-
friedenheit, in dieser Unruhe hatte
Annegrete manchmal wie an ein heim-
liches Glück an den Rosenstock in dem
stillen Garten denken müssen, heute
würde er wohl in voller Blüthe stehen
und voller Ungebuld diese Schönheit
zu genießen, eilte sie, nachdem Mutter
und Schwestern in einem Kaffee ge-
gangen waren, in ihren Garten
hinab.

„Der Schlüssel steckt,“ sagte der
alte Schuster latonisch, und verwun-
dert über diesen ungewöhnlichen Vor-
gang betrat Annegrete ihr Heiligthum,
aber betroffen blieb sie stehen — sie
war nicht allein, ein Fremder war in
dem Garten.

Blötzlich aber entrang sich ein
Schmerzschrei Annegretes Munde,
alle ihre Rosen, ihre süß duftenden
Wunderblüthen hatte der Fremde ab-
geschnitten.

„Meine Rosen, ach, meine Rosen,“
klagte sie und es war ihr, als wäre
nun alle stille Freude ihres Lebens
genommen, nur Leid und Trauer sah
sie und aufschluchzend preßte sie die
Hände vor die Augen.

Erschreckt hatte der Fremde sie an-
gesehen. „Was ist Ihnen, was ist ge-
schien?“ rief er.

„Meine Rosen, meine Rosen,“
klagte Annegrete schluchzend.

„Ihre Rosen? O weh, und ich dachte,
sie blühten hier unbemerkt, darum
nahm ich sie,“ rief der Mann be-
dauern.

Die wohlklingende Stimme, die et-
was von dem Klang einer Glocke
hatte, beruhigte Annegrete wunder-
bar, langsam ließ sie ihre Hände sin-
ken und schaute dem Fremden ins Ge-
sicht, ein kluges, angenehmes Gesicht,
kein sogenannter schöner Mann war
es, der da vor ihr stand. Aber in sei-
nen hellen Augen lag viel Güte.

„Sind Sie oft hier?“ fragte der
Fremde.

Annegrete nickte nur, noch erstidte
das Schluchzen ihre Stimme.

Mitleidig schaute der Mann auf
das blasse Mädchen, das ihm nicht
sonderlich anziehend erschien, er sagte
ihm, wie leid es ihm thäte, daß er sie
betritt habe und fragte sie, wie es
kam, daß sie hier auf dem verlassenen
Flecke Rosen gepflanzt habe? Und je
länger er sprach, je mehr war es
dem Mädchen, als spräche ein
Freund zu ihr, ein großes warmes
Vertrauen wuchs in ihrem Herzen
und wie es manchmal kommt, daß ein
Mensch vor einem Fremden die
Schleier seiner Seele lüftet, die er vor
Freunden und Verwandten ängstlich
geschlossen hält, so erzählte auch Anne-
grete dem Fremden von ihrem Leben,
ihrer Einsamkeit in dem lauten lär-
menhaften Zuhause und von dem stillen
Glück, das sie hier in dem wilden
Garten fand, wie sie jauchzte, wenn
der Frühling wieder käme und sie hier
Zufriedenheit finden könne. „Ist es nicht
schön hier?“ fragte sie, während ein
sanftes Lächeln ihr Gesicht verklärte.

Der Fremde schaute sich um und
sah die Dürftigkeit dieses Gartens, da
im Grafe lagen Scherben, leere Korn-
servenbüchsen und ein alter Korb,
alles Dinge, die von den Küchenfen-
stern der umliegenden Häuser hinab-
geworfen worden waren, er mußte
darum lächeln und sagte: er könnte
keine Schönheit sehen.

Da wurde Annegrete eifrig und
sprach ihm von der Schönheit, die sich
hier ihr offenbarte, sie schilberte ihm,
wie es im Frühling zu grünen be-
ginne, wie zauberhaft der Apfelbaum
in seinem Blütenstaub aussehe und
wie sie fand so leuchtende Farben für ihre
Schilberungen, so zarte, schöne Worte,
daß er gefesselt lauschte. Er wunderte
sich, wie ihr blasses stilles Gesicht sich
belebte, wie reizvoll es wurde, wenn
sie sprach und ihn rührte die schlichte
Bescheidenheit ihres Wesens, so viele
Frauen, schöne, geistvolle Frauen
hatte er, der Weigereife kennen ge-
lernt, von keiner aber war ein so sanf-
ter Zauber ausgegangen, wie von
dieser.

„Sie sind eine Dichterin,“ sagte er
leise.

Ueber Annegretes Gesicht flog rosi-
ger Schein, wehmüthig schüttelte sie
den Kopf und ein sehrender Glanz
trat in die grauen Augen, „ich kann
die Worte nicht niederschreiben. Aber

ich wollte, ich könnte eine Lebensdich-
terin werden, könnte Poesie, viel Poesie
im täglichen Leben um mich verbrei-
ten, verstehen Sie mich?“

„O ja, er verstand sie schon, ergrif-
fen sah er das Mädchen an, und als er
schied, da fragte er, ob er wieder-
kommen dürfe in diesen wilden Gar-
ten, und sie erlaubte es ihm, wie eine
kleine Königin, die huldvoll ihr Schloß
dem Gaste öffnet, ahnungslos, daß der
Fremde eigentlich der Herr des Gar-
tens war, die Rosen nahm er mit und
Annegrete trauerte ihren Wunderblü-
then nicht nach.“

Tag für Tag kam nun der Fremde
in den Garten, niemand konnte die
beiden Menschen sehen, die Laube ver-
birgt die Blumen der Nachbarn, der
alte Schuster aber, der es wußte, sprach
nicht davon, denn er war ein schweigs-
amer Mann.

Annegrete erfuhr auch bald, daß der
Fremde, den sie rasch Freund nannte,
der Besitzer des Gartens war, ihm ge-
hörte die Fabrik und er hatte den
Platz gekauft, um einen Lagerstuppen
darauf zu bauen. Aber der Schuppen
blieb ungebaut, für die Kinder der
Fabrikarbeiter wurde der Garten ein-
gerichtet, das war das Hochzeitges-
chick, das der Fabrikherr seinem
jungen Weibe darbrachte, das er sich
aus dem wilden Garten geholt hatte,
„eine Wunderblume,“ wie er sagte.

Sie waren alle sehr erstaunt, die
Oldens, als Annegrete ihnen ihr Glück
offenbarte, die Schwestern beneideten
sie und nannten sie „eine Heimliche“,
die Mutter jürnte fast, daß nicht eine
der Schwestern das Glück errungen,
des Vaters mühevolltes Leben aber
durchsonnte von nun an das Glück
des Kindes, das seinem Herzen am
nächsten stand.

Und Annegrete schrieb wirklich nie
Gedichte nieder, aber ihr Mann sagte
doch, sie sei eine echte Dichterin, ihr
Wunsch erfüllte sich, sie konnte die
feinen Goldstörer der Poesie in ihrem
Heim austreuen und konnte es leicht
und warm machen und ihrem Mann
und ihren Kindern das Haus in einen
blüthenreichen, dusterfüllten Wunder-
garten verwandeln.

Nishi, der Japaner.

Einer wahren Begebenheit nach erzählt
von Heinz Binder.

Es war von Japan die Rede. Der
alte Major hatte eben die Aussagen
eines Arztes über die Kriegstüchtigkeit
der Japaner zu widerlegen versucht.
„Alles Unfinn, was da von Helde-
nuth und Todesverachtung gefaselt
wird. Gewiß, sind tüchtige Kerle, —
aber die Sympathie ist bekanntlich
stets auf Seiten der Kleinen, der
Schwachen. Mit dem Kriege ist's eben-
so wie mit dem Leben. Siegt einer
einmal, dann macht er sich von selbst
immer breiter. Glauben Sie mir,
meine Herrschaften, — wenn Japan
die ersten Schlachten verloren hätte,
dann würde es heute anders ausse-
hen.“

Nach dem Major sprach ein Groß-
kaufmann: „Ich denke, wir brechen
doch noch nicht auf. Da kann ich
Ihnen ja eine kleine Geschichte erzäh-
len. Sie ist nicht langweilig und
kann dazu dienen, uns den japanischen
Volkscharakter in verständlicher Weise
zu zeichnen.“

Die Gesellschaft rühte zusammen
und der Sprecher begann: „Wie Sie
alle wissen, wohnte ich im vorigen
Jahre noch in Berlin. Ich hatte mir
aus Japan einen Koch, Namens Nishi,
mitgebracht. Er war bereits zwei
Jahre bei mir und war nicht nur ein
ausgezeichneter Koch, sondern auch ein
ergebener Diener. Man findet selten
beides in einer Person vereint, aber
Nishi bildete eine rühmlichen Aus-
nahme. Eines Tages kam meine
Frau bestürzt zu mir: „Nishi will
fort.“ In fast dornortvollem Tone
brachte sie diese drei Worte vor.

„Ja ich hab' doch keine Schuld! —
Weshalb will er denn gehen?“
„Wegen eines Reistuchens!“
Ich konnte ein lautes Aufschauen
nicht unterdrücken, und hat meine
Frau, Nishi hereinzurufen.

Er kam leise und behutsam herein.
„Habe ich recht gehört, daß Du fort
willst?“

„Ja, Herr. Reistuchen baden.“
Als ich ihn fragte, ob er verrückt
geworden sei, sagte er in gebrochenem
Deutsch: „Nishi allright. Nishi muß
zehn Tage Hamburg fahren. Nishi's
Bruder Koch in Hamburg. In me-
nige Tage großes Fest für Herrschaft
und Nishi's Bruder nicht kann Reist-
tuchen loden.“

Jetzt verstand ich. Der Kerl wollte
Urlaub haben. Er fuhr fort: „Nishi
hat hier Freund Toki. Toki hier will
arbeiten bis Nishi zurück. Toki guter

Koch. Sein Vater großer Mann in
unser Stadt.“

Ich wußte, daß der Toki bei der
Gelandenschaft angestellt war und
fragte Nishi deshalb, ob sein Freund
Zeit hätte. „Toki nicht mehr bei At-
kuta, Toki keine Arbeitsplaz.“ Mir
war's recht, daß der andere solange
ausbleiben sollte. Ich fragte Nishi,
wann er gehen wollte. — „Auf dem
Platz, Herr.“ — „Ja, wo ist denn Dein
Freund?“ — „In Küche!“ — Nishi
verbeugte sich und steckte sein freund-
liches Lächeln auf. Dann drückte er
mir, meiner Frau und unserem Baby,
dessen Freund und Beschützer er war,
herzlich die Hand und ging wieder
leise zur Thür. Hier blieb er stehen,
kreuzte unter einer nochmaligen Ver-
beugung die Arme auf der Brust und
fort war er.

Als Nishi draußen war, sagte meine
Frau in weinerlichem Tone: „Der
kommt nie wieder!“ — „Unfinn,“ sagte
ich, „der ist in zehn Tagen wieder
hier.“

„Abwarten,“ sagte meine Frau, „ich
habe mir den anderen vorhin ange-
sehen, der ist nicht so sauber wie
Nishi.“

Ich tröstete sie, „zehn Tage wären
ja nur eine Kleinigkeit.“ Der Erzähler
machte eine kleine Pause und fuhr
dann fort: „Wenn alles mit Kochen
anfangen und aufhören würde, hätte
es in unserem Hause nach Nishi's Ab-
reise gut ausgesehen. Nishi hatte recht:
Toki war ein guter Koch. Aber er
wußte weder Gespür auf, noch richtete
er sonst irgend etwas im Hause an:
„Toki nur todt.“ Das war die einzige
Antwort, die wir bei irgend einem
Auftrage bekamen.

Meine Frau war unglücklich und
wartete ungeduldig auf den zehnten
Tag. Endlich war die Zeit um. Der
Tag verging, aber kein Nishi kam ober
ließ etwas von sich hören.

Rein weitere Tage vergingen.
Als ich eines Morgens nach Toki
schickte, um diesen über den Verbleib
des Nishi auszufragen, war das Nest
leer. Toki war ohne ein Wort davon-
gelaufen. Meine Frau tröstete mich
in ihrem Schmerz mit dem Triumph,
daß sie „mal wieder“ recht behalten
habe. Uns blieb nichts anderes übrig,
als einen einheimischen Koch zu en-
gagieren. Meine Frau versuchte mir
jedenfalls ein Köchin aufzudrängen, ich
wollte jedoch nicht von meiner Gewohnheit ab-
weichen. — Wir bekamen nun einen
Koch, der meinen Wein trank und mit
meinen Zigarren ziemlich großmüthig
umging. Sonst war er ein verträg-
licher, fleißiger Mensch, der seine Ar-
beit gut verstand.

So verging die Zeit und allmählich
war Nishi aus unserem Gedächtniß
entwichen. Nach etwa vier Mona-
ten lag eines Morgens ein Paket bei
der Post, das mit russischen Marken
und Zeichen besetzt war. In dem
Paket lag ein Brief und ein sauber
geschicktes, kleines japanisches Fischer-
boot. Den Brief, den ich übrigens
stets bei mir trage, können Sie sich
nacher ansehen, meine Herrschaften.
Er ist originell wegen der unbehof-
nen Schriftzeichen, — er ist im wahren
Sinne des Wortes aber auch schön,
weil eine edle Seele diese deutschen
Hieroglyphen gemalt hat.“

Der Erzähler hatte einen Brief aus
seiner Brieftasche genommen. Er fal-
tete ihn sorgfältig auseinander und
began langsam zu lesen: „Liebe Herr,
Mistreh und Baby! Ich schreibe Ver-
gebung. Nishi gelogen an Herr,
Mistreh und Baby. Nishi geht nicht
mehr ügen kann, da morgen todt.
Rufen Soldaten haben Nishi und sein
Bruder in Russland gefangen, weil
Reistuchen gebaden, mit dem Eisen-
bahndrücke explodiren sollte. Nishi
denkt oft an Herr, Mistreh und Baby
und an schöne Tage. Nishi geht aber
froh. Nishi's Offizier gut mit Nishi,
gibt mir Holz ich gemacht Boot für
Baby. Mit liebe Gruß Dein treue
Nishi.“

Als ich den Brief gelesen hatte,
meine Herrschaften, stahlen sich zwei
Thänen der Rührung in meine Augen.
— Ich sage das ohne Scham. —
Aber es geht noch weiter — die Ge-
schichte ist noch nicht aus. Zwei Wo-
chen darauf reiste ich mit meiner Frau
nach Nizza. Wir trafen dort mehrere
russische verwundete Offiziere an, die
zur Erholung und Kräftigung auf
Staatskosten dort heilten. — Ein jun-
ger Offizier wohnte in unserem Hotel.
Er war ein gebildeter, ansehnlicher
Mensch, der übrigens fertig Deutsch
sprach. So wurden wir bald gute
Freunde. Er war in der Schlacht am
Nalu verwundet worden. Eines
Abends saßen wir auf der Terrasse
und Dronstsch, so hieß dieser Offizier,
erzählte uns von seinen Erlebnissen:
„Wie jeder von Ihnen wohl weiß,“ so
sagte er, „ist die sibirische Bahn un-
sere mächtigste Stärke und gleichzeitig
unsere größte Schwäche, und keiner
mußte das besser, als die Japaner.
Daher war ihre größte Sorge, diese
Bahn aufzureisen und die Brücken zu
zerstören. Ungefähr 500 Werst nach

dieser Seite hin vom Baikalsee ent-
fernt, fließt ein tiefer Fluß von Nord-
den nach Süden. Er ist von einer
hohen Steinbrücke überspannt, die un-
gefähr 80 bis 100 Meter lang ist.
Ueber sie führt unsere endlose, eingelei-
te Bahn, und an dem westlichen Ufer
des Flußes liegt das Städtchen Nensh.
Hier war ich stationirt, um mit 50
Mann die Brücke zu bewachen und den
Bahnbetrieb zu beaufsichtigen. Ich
stellte Wachen an beiden Ufern und
unter den einzelnen Brückenbögen aus.
Jede Nacht kontrollirte ich diese Wa-
chen und schärfte ihnen die größte
Wachsamkeit ein, unter Hinweis auf
die unendlich große Bedeutung dieser
Brücke. In der Nacht zum 14. April
ging ich wieder über die Brücke. Es
war ein geradezu grauenhaftes Wet-
ter. Schneesturm und tiefe Dunkel-
heit. Als ich ungefähr in der Mitte
der Brücke angelangt war, hörte ich ein
leise klingendes, rhythmisches Ge-
räusch. Es klang, als ob jemand mit
Stahl an Stein schlug. Ich stand
still und horchte atemlos. Ungefähr
15 Minuten lang. Aber nichts reate
sich mehr, es herrschte Todtenstille.
Ich fand aus, daß ich mich auf dem
seitlichen Hauptpfeiler der Brücke be-
fand, der bereits auf dem Ufer stand.
Ich ging weiter und fragte sofort den
Polken an diesem Pfeiler, ob er dieses
Geräusch vernommen habe. Er hatte
nichts gehört. Das war wahrscheinlich,
denn der Pfeiler war haushoch. Ich
ging wieder zurück und beugte mich
über das Geländer. Es war nichts zu
hören und zu sehen; — nur der
Sturm heulte und trieb mir eisigen
Schnee in das Gesicht. Ich hatte mich
nicht getäuscht; das wußte ich be-
stimmt. Ich wußte auch, daß mein
Schicksal besiegelt sei, wenn die
Nenshbrücke in die Luft fliegen würde.
Ich wartete voller Ungeduld auf den
grauen Morgen. Als die Dämme-
rung aufkam, ging ich von der Brücke
und beobachtete den Pfeiler mit mei-
nem Glas. Ich bemerkte, daß oben,
in Turmhöhe, wo sich das Eisenwerk
mit den Steinen verbindet, ein Bündel
lag. Und kurze Zeit darauf be-
wegte sich dieses Bündel langsam. —
Ich wußte genug. — Ich ließ meine
Leute mit Leitern und Stricken hin-
unterklettern. Als sie zurückkamen,
brachten sie zwei Japaner, zwanzig
Pfund Dynamit, zwei Meißel und
zwei Hämmer mit. Ich sah mir die
beiden Kerle mit einem Gefühl an,
das ein Gefühl von Achtung und Mit-
leid war. Wir hatten sie nach Recht
und Gesetz selbstverständlich zu erschie-
ßen. Ich fragte sie aus und erfuhr,
daß der eine sehr gut Deutsch sprach.
Dieser mußte mir erzählen, wie er
nach Nensh gekommen war. Sie hat-
ten sich beide an die Ruffer des letzten
Wagens eines Militärzuges geklam-
mert, — nur vor den Stationen ab-
gesprungen, dann gewartet, weiter
geschlichen, — und kurz darauf sich
wieder unter den Wagen bis zur Ab-
fahrt verdeckt gehalten! — Ich fraate
ihn, wie er das Dynamit hätte trans-
portieren können, ohne daß es explo-
dirte. — Er lachte, antwortete aber
nicht darauf. Sie waren in Nensh
des Nachts an Seiten auf den Pfeiler
geklettert, nachdem sie vorher alles
ausgekundschaftet hatten. Als wir sie
entdeckten, waren sie schon drei
Tage an der Arbeit. Ich fragte ihn:
„Wie gedachtet Ihr denn wegzukom-
men bei der Explosion?“ — „Ich werde
in meinem ganzen Leben die Antwort
nicht vergessen, die er mir mit ruhiger
Miene gab: „Meine Bruder und ich
nicht wegkommen, mit in Luft gehen!“

Kann man sich größeren Helde-
nuth denken? — Ich wartete mit der
Pollstreckung des Urtheils noch meh-
rere Tage. Der eine, Namens Nishi,
hat mich darum. Er schrieb einen ja-
panischen Abschiedsbrief an seine Ge-
liebte in Tokio und einen Brief an ein-
en deutschen Herrn. Dann schnitt
er noch ein kleines Schiff und über-
gab mir alles zur Beförderung. Er
nannte mir seine Adresse in Berlin, die
ich mir notirte, und an die ich später
das Boot und den Brief sandte. —
Der Toki, an dem diese beiden Bur-
schen die acht und ehren mußte, zur
Richtsichte geführt wurden war
wohl der schmerzliche meines Lebens.
Der Krieg ist ja araufam, — aber
dieser Tag war einfach schrecklich. Sie
hatten irgendwo ein paar weiße Klei-
der aufgetrieben, in denen sie wie
Kinder ausfanden. Als der Sergeant
sie vorführte, brachte er einen in Ge-
schickten Plan der sibirischen Eisen-
bahn mit, den man bei einem der
beiden gefunden hatte. Nensh war
darauf mit einem rothen Kreuz be-
zeichnet. Ich sah sie beide an, aber
keiner judte mit einer Wimper. Der
eine von ihnen sagte: „Viele genug
solche Karten, um Russland zu fin-
den!“ — Sie starben beide ruhig. —
Der eine soar mit einem Lächeln.“

Der Offizier war zu Ende. Er
stand auf und ging zum Rande der
Terrasse. Sie können sich denken,
meine Herrschaften, mit welchen Ge-

fühlen ich dieser Erzählung gelauscht
habe. Ich ging auch wortlos fort.
Erst am andern Tage zeigte ich dem
Offizier den Brief Nishi's: Er war
natürlich über das Spiel des Zufalls
höchst erstaunt und in treuem Beden-
ken an einen braven Todten weihen
wir dem gemeinschaftlichen Freunde
ein stilles Glas.

Ein Roman aus dem Leben.

Anlässlich des Auftretens der Schul-
reiterin Adrienne de Hofstein in dem
in Reil gastirenden Cirkus Bektow
wird den „N. N.“ aus Heligenhafen
geschrieben: „Vor wenigstens zehn
Jahren erregte unser Fischerstädtchen
die Nachricht, daß eine Tochter des
Fischers Adrian bei Nacht und Nebel
das Vaterhaus verlassen habe und
spurlos verschwunden sei. Ich kannte
das Mädchen und wußte, daß es gern
die kleinen Akrobatentruppen, die sich
alljährlich hier sehen ließen, besuchte
und auch für Theatervorstellungen
ungewöhnliches Interesse zeigte. Das
schagte aber dem Vater nicht, der auf
diesem „Kram“ verächtlich herablah.
Infolgedessen blieb Zant und Streit
nicht aus, bis auf einmal die junge
Adrian heimath und Vaterhaus ver-
ließ. Lange hörte man nichts von
ih; wie dies immer so zu sein pflegt,
wollte dieser und jener je gelegentlich
auf einer Reise in einer großen
Stadt gesehen haben. Doch war das
alles wohl müßiges Gerede. Erst nach
zwei Jahren lief ein Brief von ihr bei
ihren Familienangehörigen ein, worin
sie mittheilte, daß sie sich als Schul-
reiterin in einem Cirkus ausgebildet
habe, und daß es ihr sehr gut ginge.
Bald konnte sie auch praktische Beweise
ihren Worten folgen lassen, indem sie
größere Geldsummen nach Hause
sandte. Dann vergingen wieder ein
paar Jahre, in denen die Familie von
ihrer Tochter Nachrichten aus der
ganzen Welt empfing; als Fräulein
Adrian, die inzwischen den Künstler-
namen Adrienne de Hofstein ange-
nommen hatte, in Kopenhagen oder
Samburg auftrat, besuchte sie ihr
kleines Geburtsstädtchen und führte
eine völlige Veröhnung mit Eltern
und Geschwistern herbei. Dem Vater
pachtete sie eine rentable Landstelle,
nach der er sich schon lange gesehnt
hatte, und der Schwester, einem un-
gewöhnlich schönen, stimmbegabten
Mädchen, ermöglichte sie die Ausbil-
dung als Sängerin in Berlin. Die
Schwester lernte in Berlin ein abeli-
ger Dragonerleutnant kennen und lie-
bte. Er mußte um die Tochter des
Fischers betrauten zu können, seine
Karriere aufgeben. Die Hochzeit fand
in unserem Orte vor zwei Jahren
statt. Jetzt lebt das Paar in Paris
seiner künstlerischen Neigungen. Der
frühere Offizier ist auf dem besten
Wege, sich als Maler einen Ruf zu
schaffen, und seine Frau unterstützt
und fördert ihn bei seinen Arbeiten.“

Glück und Unglück.

„Ihr meint, daß ich immer glücklich
gewesen bin!“ erklärte schmunzelnd
der reiche Kaufmann Hamid im
Freundeckreife. „Glück und Unglück
reichen sich stets brüderlich die Hände,
wie ich dies gleich beim Anfange mei-
ner Laufbahn erfahren mußte. Das
mal war ich arm, jung und fröhlich,
und ich heirathete ein schönes Weib.“
„Da warst Du also vollkommen
glücklich?“ unterbrach ihn Abdallah.
„Nicht ganz — denn dieses schöne
Weib hatte einen bösen Mund und
ein noch böseres Herz.“
„Das machte Dich gewiß sehr un-
glücklich?“
„Nicht so sehr — denn sie besaß
zweitausend Rechen!“
„Zweitausend Rechen? Da konntest
Du fortlos leben!“
„Gewiß, wenn ich mir nicht Ra-
mele dafür eingehandelt hätte, die
sämtlich von der Klauenfauke da-
hingerafft wurden!“
„Nun, ein schreckliches Pech!“
„Nicht so furchtlich, denn ich erzielte
für die Haut mehr, als mich die le-
benden Thiere gekostet haben!“
„Da konntest Du wirklich von Glück
sagen!“
„Mit nichten! Denn ich kaufte mir
für das ganze Geld ein schönes Haus,
welches beim großen Erdbeben, das
unsere Stadt heimsuchte, spurlos
vom Erdboden verschwand!“
„Das war sicherlich das größte
Unglück Deines Lebens?“
„Gewiß, doch gab es auch hier ein
Glück dabei: Mein böses Weib be-
fand sich im Hause drin!“

„Bei Ihre Hochzeit in Ber- lin!“

Eine hübsche Geschichte hat sich in
der Markt zugetragen. Der Kron-
prinz fuhr diese Tage mit drei Of-
fizieren im Automobil durch das Os-
bavelland. In der Nähe des Dorfes
Marka brannte auf freiem Felde ge-
gen Abend eine Strohmiete. Der
weithin sichtbare Feuerkehl hatte
auch den Kronprinzen veranlaßt, näher
heranzukommen und das Auto-
mobil zu verlassen. Ein Junge, der
mit anderen Dorfwohnern in der
Nähe stand, erkannte aber den Kron-
prinzen und machte seine Schulkame-
raden auf ihn aufmerksam. Der
Kronprinz hatte diese bemerkt und
fragte den Knaben, woher er ihn
kenne, und der Junge antwortete treu-
herzig: „Ja habe Ihnen schon bei
Ihre Hochzeit in Berlin zu sehen ge-
trüet.“

Nach den jüngsten Erfahrungen
kann man Zufriedenheit nicht von
Frieden ableiten.